

PROSA VON TEODORAS CETRAUSKAS

ANGENOMMEN IN EINEM NEUEN JOB

Zu der Zeit, da meine jetzige Arbeitsstelle geschaffen wurde, um die sich viele Intellektuelle bemühten, war ich eine Zeitlang gar keiner geregelten Beschäftigung nachgegangen, ich versuchte, wie man so sagt, vom Ertrag meiner Feder zu leben. Aber das, so zeigte sich bald, war eher den Verfassern dicker Romane vergönnt als mir mit meinen Drei-Seiten-Geschichten. Deshalb trug ich, als ich mich meinem zukünftigen Chef vorstellte, ein besonders demütiges und ehrerbietiges Gesicht zur Schau. Der aber nahm meine Miene gar nicht zur Kenntnis, fragte nur, wo ich zuvor gearbeitet hätte, schrieb meinen Namen auf und sagte: "Du bist jetzt der achtzehnte Kandidat, aber bestimmt nicht der letzte. Komm in einem Monat wieder, dann wird alles klar sein."

Andere hätten nach so einer Einleitung wohl den Kopf hängen lassen, "Mist" gesagt oder "Fiasko". Ich aber wußte, es ist eine ausgemachte Sache, daß man in unserer kleinen Republik niemanden findet, der nicht mit irgend einem anderen gemeinsame Bekannte hätte, deren Einfluß viel ausrichten kann, zuweilen sogar alles. Da ich mich für den passendsten Anwärter auf diesen Posten hielt, begann ich umgehend mit meinen Erkundungen und überzeugte mich, daß meine Berechnungen keineswegs aus der Luft gegriffen waren. Wenigstens in meinem Fall. Zum Beispiel hatte ich einen Onkel, der mit meinem künftigen Chef zusammen die Universität besucht hatte. Der Onkel erwies sich als ein umgänglicher Mensch (überhaupt alle, an die ich mich in dieser Angelegenheit wandte, erwiesen sich als sehr umgänglich). Er schlug sogar selbst vor, alles zu erledigen. "Gut", sagte er. "Ich werde mit Stasys sprechen. Verwandten muß man helfen."

Meine Nachbarin, Zahnärztin von Beruf, brachte zu der Zeit gerade das Gebiß der Frau meines künftigen Chefs in Ordnung. Auch ihr war es nicht schwer, ein Wort für mich einzulegen, vielleicht sogar eine bessere Plombe einzusetzen. Nein, sie brauche nichts, aber wenn ich hin und wieder mal ihren Hund ausführen könnte, das wäre nicht schlecht...

Oder nehmen wir meinen ehemaligen Schulfreund, der Schwimmtrainer ist. Er kam mir mit ausgebreiteten Armen entgegen. "Übersetz mir", sagt er, "ein paar Seiten dieser DDR-Trainingsanleitung" (ich spreche, wie meine Urgroßmutter Rosalia, fremde Sprachen), "dann wird er dich nicht allein auf diesen verdammten Posten setzen, sondern dich gleich zum Stellvertreter ernennen." Es stellte sich heraus, daß die geliebte Tochter des künftigen Chefs bei ihm Freistil schwamm.

Ich erwähne hier nur drei und nur die ersten meiner Garanten. Inzwischen waren es schon viel mehr geworden. Kein Tag verging in diesem Monat, an dem ich nicht irgend jemanden getroffen hätte, der für einen kleinen Dienst, oder auch ganz umsonst, bereit war, mich wärmstens zu empfehlen. Ich traf so viele dieser guten Menschen, daß es mir zuweilen vorkam, als kenne bei uns jeder jeden, und jeder will unbedingt helfen, ich glaubte fast, daß ich selbst meinen künftigen Chef bestens kenne, daß er mich von Kindesbeinen an kennt und vielleicht sogar mein Onkel ist... Daher war ich, als ich nach diesem Monat wieder vorstellig wurde, meines Erfolges so sicher, daß ich keinesfalls erstaunt war, als mein künftiger Chef sagte: "Du kannst am Montag anfangen. Bist genommen. Und weißt du auch warum?" Ich schwieg diskret. "Weil du von dreißig Kandidaten der einzige warst, der mir von niemandem empfohlen worden ist."

So begann ich in meinem jetzigen Job zu arbeiten. In der Tat war mein Weltbild nach dieser Episode etwas ins Wanken geraten, doch ich hatte mich schnell gefaßt. Ich war einfach stolz auf mich und pflegte es gern hervorzuheben, daß ich ohne jede Protektion genommen worden war.

PLATZ HABEN

KOMMUNALMÄRCHEN

Zuviel Platz zu haben, noch dazu zu einer Zeit, in der das Wohnungsproblem noch nicht vollständig gelöst ist, bedeutet für einen Menschen mit empfindlicher Seele dasselbe, wie keinen zu haben.

Nehmen wir an, ein ehemaliger Schulfreund, der jetzt in unserer Stadt Wohnungen vergibt, lädt mich ein; er bittet mich, Platz zu nehmen, erlaubt mir zu rauchen, schenkt vielleicht noch einen ein und hebt an zu sprechen: "Wir", sagt er, "wissen, du schreibst solche Humoresken, das gefällt uns. Besonders über dich und diesen Künstler K. haben wir gelacht. Weiter so. Auch wir verstehen Spaß, deshalb haben wir beschlossen, dir ein paar Zimmer zuzuteilen. Lebe, schaffe, nur laß uns in Ruhe, es wird sonst nicht mehr spaßig." Und nun nimmt er seine Finger zu Hilfe, um zu zeigen, wieviel Zimmer es sein werden. "Wozu so viel, ich bin Junggeselle", gebe ich zu bedenken und male nun selbst eine Wohnung in die Luft, die ein Viertel der Größe anzeigt. Das reicht vollkommen.

Aber mein ehemaliger Schulfreund überredet mich mit sanfter Stimme, wobei er noch mehr Finger zu Hilfe nimmt, daß dies Unsinn sei. Männer wie ich (ich weiß nicht, was er damit meint) würden natürlich nicht lange Junggesellen bleiben, dann brauchten sie Salon, Kinderzimmer, Besucherzimmer, Arbeitskabinett und so weiter. Ohnehin habe leerer Raum, einem Vakuum gleich, die Eigenschaft, sich umgehend zu füllen, manchmal so sehr, daß er schließlich noch mehr fehlt, als wenn man gar keinen hat. Ich möge gefälligst auf die Worte eines Spezialisten hören.

Mit Spezialisten zu streiten bin ich nicht gewöhnt, daher bedanke ich mich bei dem in Wohnungsfragen versierten Freund, verspreche, daß ich über die Kommunale Wohnungsverwaltung vorläufig nichts schreiben werde, allenfalls noch über sanitäre Anlagen, bestelle meinen Tisch im Lesesaal der Bibliothek ab, gebe einen aus für die, welche rechts und links von mir sitzen, kaufe Möbel, bringe alles in Ordnung und warte darauf, daß ich Kindergeschrei höre, und es mir schon wieder zu eng wird.

Ich warte also und warte, zweifle bereits an der Kompetenz meines einflußreichen Freundes, bis eines Tages mein Cousin vorbeikommt, ein Mensch mit einem offenherzigen Gesichtsausdruck und mit Hochschulbildung. "Hör mal", sagt er, "mir fehlt gerade das, was du zuviel hast. Nimm uns auf, bis ich als junger Spezialist erhalte, was mir zusteht. Denn andere lassen uns nicht über die Schwelle." Letzteres ist kein Wunder, denn seine Enehälfte war von einer Bohnenstange zu einem kugelförmigen Etwas mutiert. In diesem Fall kann wirklich nur der Cousin helfen, vorausgesetzt, er hat ein gutes Herz. Der Verwandte mit dem offenen Gesichtsausdruck bekommt die für meine zukünftigen Kinder vorgesehenen Räumlichkeiten.

Den Dramaturgen treffe ich auf der Straße. Er weiß wieder einmal nicht, wohin er gehört. Nun soll man aber nicht meinen, er habe sich als Künstler verirrt, sei hier an einem Kreuzweg angelangt. In der Kunst geht er seinen konsequenten Weg, erhält deshalb häufiger als andere Haus, Amt und alles, was dazugehört. Allein hin und wieder verschwindet er auf geheimnisvolle Weise, oft so lange, daß weder im Haus noch im Amt Platz für ihn ist, wenn er wieder auftaucht. Ich weise dem Dramaturgen den Raum zu, der für mein Arbeitszimmer bestimmt ist.

Da ist noch mein Bruder, der sich von aller Welt mißverstanden fühlt. Er hat sich vorgenommen, künftig ein idealer Gatte und Vater zu sein, aber solche werden ja nicht geboren. Man muß sich vorbereiten und dazu zuerst eine große Anzahl Frauen tiefgründig kennenlernen, um schließlich einer ganz zu gehören; das ist notwendig, aber keiner will es verstehen, und sie haben ihn sogar aus dem Studentenwohnheim geworfen. "Was soll nun werden?" fragt er mich. "Wie gehe ich diesen verdammten Lebensweg, wenn nicht mal Gleichaltrige mich verstehen. Lohnt es sich überhaupt zu leben?"

Solche Fragen stellen sich mir fast gar nicht, weil ich viel zu beschäftigt bin. Deshalb sage ich gar nichts und richte dem Bruder seine Ecke ein. Beim Dramaturgen kann er freilich nicht schlafen wegen des spezifischen Geruchs, denn aus irgendeinem, nur ihm allein verständlichen Grund, ist er gleichgültig gegenüber jeglicher Hygiene.

Als nun die Frau meines Cousins Zwillinge gebar, zwei kleine Dicke, ganz lieb anzuschauen, da kommt ihre Mutter vorbei und richtet sich in der Küche ein. Vielleicht meint einer, sie hätte das vom Architekten geplante Schwiegermutter-Zimmer belegen können, aber dort standen nachts die Schuhe des Dramaturgen, die nicht auf der Treppe stehen durften, weil der Hund des Nachbarn daran geschnuppert hatte und sogleich schwer erkrankt war. Hunde sind ja wahnsinnig empfindlich was Gerüche angeht. Der Nachbar drohte, uns alle anzuzeigen, sollte er die Schuhe noch einmal auf der Treppe sehen. Mir schienen das keine leeren Worte, denn er fuhr stets mit einem großen Dienstwagen zur Arbeit, der eine bedeutungsvolle Nummer hatte.

Unser Salon war stets besetzt: Vom Onkel, der gekommen war, um sich von seiner Frau zu erholen, den Verwandten des Cousins, die anreisten, um die niedlichen kleinen Dicken zu sehen, (die Verwandtschaft war offenbar weit verzweigt), den Kommilitonen des Bruders mit ihren Damen, den diskussionsgewandten Freunden des Dramaturgen, mit einem Wort, es war stets etwas los und nie langweilig. Tatsächlich hatte sich das Vakuum gefüllt, und eine Dichte war erreicht, daß ich nicht wußte, wie mich drehen und wenden, vor allem, wenn ich etwas schreiben wollte. Aber dann bekam ich unerwartet eine Stelle als Nachtwächter in einer Kindereinrichtung und konnte schriftstellern, wie und wo ich wollte - das ganze Haus gehörte mir. So lebte ich eine Zeitlang glücklich wie selten, solange, bis sich meine kleine Kommune untereinander in die Haare geriet. Der Frau meines Cousins paßten die Damen meines Bruders nicht, die könnten ja ihren perspektivistischen Mann verführen. Ihre Mutter wollte im Schwiegermutter-Zimmer Kohlköpfe aufbewahren, der Dramaturg hielt alle meine Verwandten für Idioten, der Bruder verfiel abermals in Melancholie, dem Onkel paßte es nicht, daß der Salon zuweilen besetzt war, und der Cousin war nahe daran, den Dramaturgen umzubringen. Kam ich von der Nachtschicht, hatte ich gleichsam den Friedensrichter zu spielen, Streit zu schlichten und kam nicht zum Schlafen. Doch das Glück lächelte mir wieder zu. Ich näherte mich einer Krippenerzieherin, Anglistin mit Uni-Abschluß, der mein Charakter und meine Arbeiten gefielen. Und das Wichtigste: Sie hatte Platz; ein Zimmer von acht Quadratmetern, mit Gemeinschaftsküche und Klo überm Hof, eben das, was zwei liebenden Menschen zusteht. Heimlich gab ich meine Hemden bei ihr ab und erfuhr schließlich, was eine Idylle ist.

Diese Idylle trübte sich nur noch einmal: Als mein mächtiger Schulfreund anrief, daß er die Kommune liquidiert habe, und als dann alle zu mir kamen und sich über meine Herzlosigkeit beschwerten.

EIN FLEXIBLER MENSCH

Flexible Menschen im Kollektiv zu haben, ist gut. Besonders bewähren sie sich in sogenannten Nicht-Standard-Situationen.

Ich bin ein flexibler Mensch. Was das bedeutet, kann ich so genau nicht sagen - vielleicht deswegen, weil man über sich selbst gewöhnlich am wenigsten weiß. Aber daß ich flexibel bin, ist mir gut bekannt, das wurde mir regelrecht in den Kopf gehämmert. Viele waren dieser Meinung, besonders mein ehemaliger Chef. Stets wenn irgend etwas anfiel, begann er mit folgenden Worten: "Hör mal", sagte er, "du bist doch ein flexibler Mensch. Geh heute nachmittag in den Keller, unsere Verwalterin schafft dort Ordnung, helf der Frau ein bißchen."

Ich räumte meinen Schreibtisch auf, mit anderen Worten, bereitete mich auf meinen Einsatz im Keller vor, doch der Chef redete weiter. "Ich weiß", fügte er hinzu, "erst vorgestern hast du Kartoffeln gefahren für unseren Betrieb, aber versteh auch mich - wen sonst soll ich schicken?!" Alles klar, ich hätte nun gehen können, aber der Chef mußte unbedingt noch die ganze Tirade loswerden: "Meinst du vielleicht", wandte er sich rhetorisch an mich, "Barzdeliauskas zusammen mit Kavaliauskas? Aber die kriegen doch kein Bein vor die Tür. Die Slapsiene mit der Bakinskaite? Das gleiche. Und denkst du vielleicht Jurkus! Mach das selbst, wird der sagen, wenn dir danach ist, und ich habe meine Arbeit. Olympia? Du weißt doch, wessen Schwiegertochter sie ist."

Daraufhin erhob ich mich, begab mich in den Keller, um, angeleitet von der athletischen Verwalterin, den Augiasstall auszumisten. Diese meine Eigenschaft, ich meine die Flexibilität, war nicht nur in unserer Abteilung wohlbekannt, sondern im ganzen Betrieb. Immer war ich als erster würdig, den uns freundlich gesinnten Bauern bei der Ernte zur Hand zu gehen, irgend etwas hin oder zurückzubringen, unser Ferienhaus instand zu halten. Und als unlängst der Betrieb renoviert wurde, war ich ein halbes Jahr als Hilfsarbeiter abgestellt. Stets war ich irgendwohin unterwegs, zu Fuß oder auf Rädern. Einmal, es war Herbst und bitterkalt, schickte man mich auch zu einem Qualifizierungslehrgang, nach dessen Absolvierung der Mensch gewöhnlich wie eine Kugel nach oben geschossen wird. Nun hatte ich auf einmal viele Neider, sie sagten: "Siehst du wohl, der rackert sich ab, aber er erreicht doch etwas. Alle halten ihn für einen Dummkopf, aber er weiß, was er tut." Ich war auch selbst geneigt zu glauben, daß ich so einer bin. Aber als dann mein Chef, wegen irgend etwas beschuldigt, in Pension geschickt wurde, setzten sie Jurkus an seine Stelle. Die Leute sagten - wegen seiner Erscheinung - er sei der geborene Vorsitzende.

Na, und wie sehr meine Flexibilität in unserer Abteilung geschätzt wurde, erfuhr ich dann, als wir zu viele geworden waren. Populär ausgedrückt nennt sich das Etatüberprüfung. Da kam also Jurkus zu

mir und wandte sich an mich, genau mit den Worten meines ehemaligen Chefs: "Hör mal", sagte er, "die Situation ist jetzt die, daß einer zuviel ist bei uns. Ich habe darüber nachgedacht und entschieden, daß es am besten ist, wenn derjenige, der zuviel ist, du sein wirst."

Ich verstand augenblicklich alles, begann den Schreibtisch in Ordnung zu bringen, mit anderen Worten, die Liquidation eines nicht mehr benötigten Arbeitsplatzes in die Wege zu leiten, doch Jurkus redete weiter. "Ich weiß", sagte er, "du fragst: Warum ich?" Ich hatte bereits meine Sachen zusammengepackt, hätte mich um das Weitere kümmern können, aber Jurkus mußte unbedingt noch die ganze Tirade loswerden: "Hätte ich vielleicht", wandte er sich vorwurfsvoll an mich, "Barzdeliauskas oder Kavaliauskas entlassen sollen? Aber die bringen doch keinen Fuß vor die Tür. Mit der Slapsiene und der Bakinskaite ist es das Gleiche. Wer Olympias Schwiegervater ist, brauche ich dir nicht zu sagen. Und wenn ich Marmas entlasse, wieso haben wir ihn dann erst von der Universität angefordert? Deshalb bist du am geeignetsten, weil du so wahnsinnig flexibel bist und nicht bocken wirst."

Daraufhin erhob ich mich, warf noch einmal einen Blick um mich und begab mich heiteren Sinnes auf die Straße - so wie es sich für einen flexiblen Menschen geziemt.

WENN ICH, WENN MAN MIR

Jene Erzählung zeigte mir meine Frau. Sie hielt sie mir direkt unter die Nase und sagte: "Hier, lies das!" Sie macht das immer so. Es ist, so kann man sagen, Familientradition. Wann immer sie etwas für mich Nützliches findet, gibt sie es mir umgehend zu lesen, und ich muß sagen, wie ich den Inhalt verstehe und welche Schlußfolgerungen ich zu ziehen beabsichtige. Die Lektüre setzt sich zusammen aus Prosastücken verschiedener Genres und recht unterschiedlicher Autoren, doch wie ein roter Faden verbindet sie ein einziger Gedanke: Wie nämlich Frauen und Kinder zu leiden haben unter dem Fehlverhalten der Männer, und daß wir, die Männer also, eigentlich zu nichts taugen. Die mir diesmal vorgelegte Erzählung war da auch keine Ausnahme. Der Held, Kraftfahrer in einer Kolchose, schien zunächst ein ganz erträglicher Mensch, heiratete sogar eine etwas invalide Frau, mit der er zwei Kinder hatte. Doch dann verfiel er zunehmend dem Alkohol, näherte sich zugleich einer verrückten Jungen, mit der er schließlich durchbrannte - nicht ohne zuvor, wie könnte es anders sein, ein Kolchosauto zu Bruch gefahren zu haben (Produktionsthema). Es verging einige Zeit, er kam nicht von der Flasche los, und nun verließ die Junge ihrerseits ihn. Der Kraftfahrer langweilte sich bald, schrieb dann seiner Frau einen Brief, in dem er darum bat, zur Familie zurückkehren zu dürfen. Darüber hinaus sollte sie den Vorsitzenden überreden, ihn wieder als Kraftfahrer einzustellen. Sie konnte das, denn sie war eine mit vielen Ehrenurkunden ausgezeichnete Melkerin. Ein eigentliches Happy End gab es nicht, aber es war doch zu ersehen, daß dieser Brief Erfolg haben wird, der Rückkehr nichts im Wege steht, und er auch den verlorenen Job wiedererhalten wird.

Ich erläuterte der Frau (meiner eigenen), daß hier an allem der Alkohol schuld sei und überhaupt die Neigung der Männer zu diversen Schandtaten. Sie bestätigte die Richtigkeit meiner Schlußfolgerungen, sagte: "Na siehst du", und ich hätte weiter meiner Arbeit nachgehen können. Das hätte ich gekonnt, aber ich tat es nicht, denn in letzter Zeit hatte ich die Gewohnheit angenommen, zu analysieren, wie diese Lektüre in Wirklichkeit bei mir ankommt. Und da muß ich euch sagen, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit natürlich, daß sie keinerlei pädagogischen Wert für mich hatte, mich eher in Verwirrung stürzte. Wie auch in diesem Fall. Wie locker er dennoch lebt, dieser Kraftfahrer, dachte ich. Hat so ein Sündenregister, schert sich um keinerlei Normen und leidet auch nicht allzu sehr. Ich fühlte, wie ich ihn zu beneiden begann und schämte mich gleichzeitig. "Hör auf", sagte ich mir. "Der Autor und deine Frau wollen dir zeigen, daß man sich so nicht benehmen darf, und du ergötzt dich an solchen Sachen. Interessant, was du selbst an seiner Stelle getan hättest, welche Geschichte erzählt, um die Schädlichkeit des Alkohols für dich selbst und deine Umgebung zu schildern. Da durchfuhr mich ein Gedanke. Wenn ich, wenn man mir erlaubte, mit den Mitteln der Literatur anderen ein Licht aufzustecken, ich würde es nicht zulassen, daß die Leser sich an den Dummheiten des Helden ergötzen dürfen. Bei mir würde er ein einziges Mal sündigen und dafür ein Leben lang büßen. Übrigens, eine solche Geschichte kenne ich bereits. Es ist meine eigene. Die würde ich etwa so beginnen:

...Nachdem ich die Universität beendet hatte, arbeitete ich einen Monat lang und ging danach mit Kollegen in ein Lokal, mein erstes Gehalt auf den Kopf zu hauen, das war dort Tradition. Ich betrank mich (das erste Mal in meinem Leben), trank mir Mut zu und machte mich an die Frauen ran. Eine

umwarb ich so heftig, daß ich ihr auf der Stelle einen Heiratsantrag machte. Noch während ich sie nach Hause begleitete, dankte ich ihr unentwegt für ihre Einwilligung, mich zu ehelichen. Ich wäre sonst, sagte ich ihr, gänzlich dem Alkohol verfallen. Wir wurden also Mann und Frau, und seit der Zeit, es ist zehn Jahre her, bekomme ich jeden Morgen zwei Buskarten, einen Rubel fürs Mittagessen, dazu fünf Zigaretten. Und abends gibt es die bereits erwähnte Lektüre.

DAS OBJEKTIV BESTE BUCH

Eine bedeutende Rolle im Prozeß der Annäherung der Völker spielen Bücher, aber solche zu finden und auszuwählen, die diesen Prozeß am meisten beschleunigen, ist nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick scheint.

Ich sitze mit Mohammed in einem Moskauer Hotelzimmer. Wir unterhalten uns. Ich bin ich, und Mohammed, das ist ein sich dem Pensionsalter nähernder, mittlerweile auffallend ergrauter und rundlich gewordener Freund aus - sagen wir - Ossetien. Das Gespräch dreht sich um Frauen. Über Frauen kann Mohammed ohne Unterlaß reden, in dieser Hinsicht ist er ein wahres Phänomen. Das Seminar hat erst gestern begonnen, und schon hat er es geschafft, sich vier - oder sechs - Frauen zu nähern. Einmal sagt er, es seien vier, ein andermal sechs, sei es, weil ihn die genaue Anzahl nicht interessiert, oder weil er zwei Annäherungen für nicht so erfolgreich hält.

Diese Frage näher zu beleuchten, wage ich mir nicht - für mich ist es ein großes Problem, eine Frau anzusprechen, um so mehr eine, die mir gefällt. Deshalb habe ich gegenüber Mohammed einen Minderwertigkeitskomplex. Aber Schluß damit, wir sind schließlich nicht wegen solcher Sachen hierher gekommen. Deshalb schenke ich Mohammed und mir noch ein Gläschen (aus der Hotelbar) ein und sage - gar nicht zum Thema gehörend - folgendes: "Hör mal, wir werden etwas dafür tun, daß sich unsere beiden Völker noch näherkommen. Meine Worte erstaunten Mohammed nicht im geringsten. Er nickte schweigend, weil wir beide, als Herausgeber von Büchern, dies unterstützen können. Natürlich, das ist unsere Pflicht. "Deshalb", so rede ich weiter, "nennst du mir bis zum Ende des Seminars ein oder mehrere Bücher aus eurer Literatur, die diesem Anliegen am nächsten kommen. Ich werde es für unsere Literatur ebenso tun. Es soll das objektiv beste Buch sein. Wir treffen die Wahl hier in Moskau, denn wenn einer beim anderen zu Besuch ist, dann nehmen wir vielleicht nicht die richtigen Bücher, sondern die deiner Freunde oder der Freunde dieser Freunde. Trinken wir also auf die Objektivität, und am Ende des Seminars werden wir auf das Thema zurückkommen."

Wir ließen die Gläser klingen, doch Mohammed, bevor er sein Glas hinunterstürzte sagte: "Warum bis zum Ende des Seminars warten, ein solches Buch kenne ich bereits. Es ist das Buch meines Bruders."

Ich sah ihn verdattert an, aber Mohammed sah mich ebenfalls an, ernst und unerschrocken. Vielleicht rührte der Eindruck auch daher, daß er von einer sehr männlichen Erscheinung war. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus, senkte den Blick und notierte mir den Buchtitel. Wieder fühlte ich mich minderwertig, doch andererseits, wer garantiert mir, daß das Buch seines Bruders nicht vielleicht doch das objektiv beste ist?

Danach sprachen wir über das gleiche Thema wie am Anfang, und vielleicht gehen wir noch irgendwohin tanzen.

Übersetzungen aus dem Litauischen: Klaus Berthel

Der Autor:

Teodoras Cetrauskas, litauischer Schriftsteller und Übersetzer, wurde 1944 in Ukmerge geboren. Er studierte deutsche Sprache und Literatur an der Vilniusser Universität. Von 1970 bis 1986 war er als Lektor des Verlages "Vaga" verantwortlich für deutschsprachige Literatur. Seit 1986 ist Teodoras Cetrauskas freischaffend. Er übersetzte zahlreiche deutschsprachige Bücher ins Litauische, Übersetzungen auch ins Deutsche, Friesische, Russische, Turkmenische und Schwedische und schreibt Erzählungen und Kinderbücher.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 44/45 1997,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>